

Herrenloses Gut.

Roman von Marie Bernbard.

(22. Fortsetzung.)

Hanna Piotrowsky! Was sollte — was sagte ihr dieser fremde Name? Wo, wann und wie hatte er sie gefunden? Durch welches Mittel war es ihr geglikt, ihn berartig zu entzünden, daß er sie zur Ehe begehren konnte? War sie so schön, diese Hanna Piotrowsky? So jung, so bezaubernd? Wie von ungefähr hob sich der Blick der Gräfin; noch immer stand sie in der Nähe des Kamins, und über diesem Kamin war ein breiter Spiegel in die Wand eingelassen. Sie sah sich in ihm — sah sich mit unbarmherziger Selbstkritik: das blaue, trotz Pulver und Schminke verfallene Gesicht, die eingefunkenen Schläfen, die vielen strahlenförmigen Fältchen um die Augen, den schlaffen Zug um den Mund, das Haar, das so sorgsam gepflegt, so kunstvoll gefärbt wurde, und das dennoch, dennoch begann, dünner zu werden und zu ergrauen. Wäre diese Krankheit nicht gekommen, diese entsetzliche, tödliche Krankheit, vielleicht hätte sie für ein paar Jahre noch den trügerischen Schimmer, den Rest ihrer einst so berühmten Schönheit festzuhalten vermocht, während jetzt...

„Vorbei! Sie schneit mit der Hand durch die Luft, als trenne sie energisch das Eis von dem Frost. Ein wildes, wehes Lächeln zuckte um ihre Lippen. Es gab für sie nichts mehr zu hoffen im Leben... es müßte denn die Aussicht auf Rache sein — aber woher die nehmen?“

Und wie sie immer noch wie gekannt ihr eigenes Bild anschaute, da schob sich mit einem Mal in ihres Geistes Auge ein Gesicht neben dies Spiegelbild... ein Köpchen... das hatte sie nie in Fleisch und Blut gesehen, nur aus Thon war es geformt gewesen, aber Leben hatte es doch gehabt, und greifbar deutlich sah sie es vor sich: er hatte es ja geschaffen!

Die ganze Szene erlebte sie jetzt von neuem in seinem kahlen, unwirlichen Mäandern: wie er ihr die kleine Büste durchaus nicht hatte zeigen wollen, wie sie mit ihren vielen bringlichen Fragen endlich müßig ein paar widerwillige, halbe Antworten ihm abgerungen hatte... von seiner allerersten Jugendliebe, über die er in all den langen Jahren ihrer intimen Freundschaft noch nie ein Wort zu ihr gesprochen hatte, über die wunderbare Ähnlichkeit zwischen einer Lebenden und einer Toten — endlich sein herrliches Verbot: „Zieht ich es genug! Ich lasse mich nicht weiter ausfragen! Was ich nicht sagen will, das sage ich eben nicht!“

War sie das, Hanna Piotrowsky, jenes Tonmodell, seine jegige Frau? Sie würde sie auf den ersten Blick erkennen, sie sah die kleine Büste Zug um Zug vor sich, und er würde kommen, ihr seine junge Gattin vorzuführen — sicher!

Sollte sie das geschehen lassen, sich dieser Qual aussetzen? Oder fort von München — morgen — heute noch? Wohin aber? Nach Rom zurück? Wer konnte ihr sagen, wie bald schon ihn, den Unberechenbaren, den Mann der raschen Entschlüsse, die Sehnsucht nach der ewigen Stadt pädte und ihn sammt seinem Weibe dorthin führte, wo sie täglich fast zusammentrafen? Zudem — es würde sehr bald zu heiß werden, dort unten im Süden, und hier in Deutschland begann jetzt der Frühling.

Frühling! Welcher Hohn in dem Wort lag — für sie, in deren Herzen es so plötzlich Winter geworden war — unwillkürlich starrer, eisiger Winter.

18.

Vor einem der großen, eleganten Kaufgeschäfte der Kaufingstraße — prachtvolle Metallschalen und Bronzen waren an den Regalfenstern zur Schau gestellt — ging langsam schlendernd ein hochgewachsener Herr, die rechte Hand mit dem aufrecht gestellten Stod in einer Tasche seines hellen Ullers geborgen, den weichen großen Filzhut ein wenig schräg gefest, auf den breiten Steinfliesen des Fußweges auf und ab. Offenbar wartete er hier auf jemanden, denn von Zeit zu Zeit schaute er einen Blick in das Innere des Kaufhauses, aber ohne Ungebul; es schien ihm ganz amüßlich, hier hin und her zu wandern, die Vorübergehenden anzuschauen und seinen Gedanken nachzugehen, die wohl freundlicher Art sein mußten, denn der hübsche, genussüchtig geschwungene Mund unter dem weichen braunen Spitzbart lächelte ein wenig, und die Augen blinzelten voll ruhigen Behagens.

Ein paar junge Leute kamen vorüber, sie grüßten eberbüchtig, und der langsam Auf- und Abgehende konnte hören, wie der eine zum andern im Ton aufgeregter Wichtigkeit bemerkte: „Gast du dir den angesehenen? Das war Cotta, der berühmte Bildhauer Cotta aus Rom, der lebt jetzt hier und hat erst vor Kurzem —“

Der Straßenlärm verschlang die weiteren Worte. Das Lächeln um des Künstlers Lippen vertiefte sich. Er war es gewohnt, daß die Leute auf

der Straße ihn einander zeigten, aber er mußte jetzt denken: schade, daß Hanna das nicht mit angehört hat! Der würde das Spaß machen!

Eben bog eine Dame um die zunächst gelegene Straßenecke, sie kam gerade auf ihn zu... müden, lässigen Ganges, als hätte die weiche Frühlingluft sie matt gemacht. Das elegante, mit Spitzen und kostbarer Handstickerei verzierte Kleid schleifte am Boden, die Rechte, die den zusammengeklappten Sonnenschirm hielt, hing schlaff nieder.

Willfried Cotta starrte und kniff die Augen ein; in der nächsten Minute hatte er ein paar lange Schritte gemacht und den Hut gezogen.

„Weiß Gott, Cilly! Sind Sie's wirklich, oder ist es Ihr Geist?“

Scherzhafte Worte waren es gemeint, und scherzhaft sollte es klingen. Allein, dem Sprecher unbewußt, kam doch ein Unterton von Erlaunen, von Mitleid in die freundlichen Worte hinein, und das empfindliche Ohr der leidenden Frau hatte ihn sofort erfaßt.

„Noch bin ich körperlich vorhanden, aber wenig hätte gefehlt, und diese Begegnung wäre uns bei... wäre Ihnen erspart geblieben.“

„Nu, warum denn so tragisch, so auf den Ton und die Augen der Duse gefimmt? Und noch immer keine Hand da für mich? So ist's recht! Grüß Sie Gott, Cilly! Sind Sie denn ernsthaft krank gewesen, daß ich Sie so — so —“

Er nickte und betrachtete sie mit einem ausdrucksvollen Kopfschütteln.

„So verändert und so alt geworden wiederfinden — sprechen Sie es nur aus,“ vollendete sie bitter.

„Nun denn: ja! Sie sind verändert — warum fallen zwei alte Freunde wie wir einander komische Vorwürfe? Was hat's gegeben, Cilly, das Sie so böse zugerichtet hat?“

„Krankheit auf Leben und Tod in Lemberg — schwere innere Entzündung, monatelanges Siechtum... aber umzubringen bin ich einmal nicht, wie Sie sehen!“

„Gott sei Dank dafür,“ sagte Cotta warm und sah mit seinem liebevollsten Blick und Lächeln auf sie nieder.

„Wär' ja noch schöner gewesen, wenn das Schicksal mir den Streich gespielt hätte, mit meine beste Freundin, meinen treuesten Kameraden abwendig zu machen, jetzt gerade, wo... Sie wissen doch von mir, hm? Sie sind doch in den „Vier Jahreszeiten“ abgetrieben und haben das Blatt vorgefunden —“

„Die Anzeige, daß Sie sich verheiratet haben — ja wohl! Zuvor habe ich nicht eine Zeile von Ihnen erhalten, trotzdem ich Ihnen vor meiner Enttanzung mehrmals schrieb!“

Cotta ließ die seine Hand der Gräfin, die er bis dahin herzlich in seinen beiden Händen gehalten und abwechselnd gedrückt und geschüttelt hatte, los; er machte eine verzogene Gebärde.

„Ja, weiß der Teufel, Cilly, wie das so kam! Sie wissen ja, ich bin immer ein erbärmlicher Briefschreiber gewesen, und die Briefe, die ich bekommen... ja, die freuen mich natürlich ungeheuer, aber sie mir aufheben und Adressen draus notieren — schauen Sie, das ist ja eben nicht! Und das Fegert, worauf Sie mir Ihren Lemberger derzeitigen Wohnsitz drauf geschrieben hatten, das war auch weg, und da wußt' ich halt nicht, wohin mich wenden. Ueberdies, da war in dieser Zeit ja so vielerlei um mich herum, Sie werden sich's ja denken können...“

„O ja! Sie hatten zu lieben und geliebt zu werden, sich zu verloben, zu verheirathen und glücklich zu sein! Das Geschick hat die entgegengesetzten Rollen an uns beide verteilt: während Sie das Leben studierten, studierte ich den Tod!“

„O — o!“ machte er, halb verlegen, halb entrüstet. „So wollen wir nicht weiter reden, Cilly. Das Leben hat eben den Sieg behalten, und die bösen Nachzügler, die Melancholie und die Bitterkeit und den Pessimismus, die schlagen wir jetzt miteinander tapfer in die Flucht in diesem kurios lieblichen deutschen Frühling. Sollen schon wieder Farbe bekommen und glänzende Augen! Alle Tage wollen wir miteinander spazieren fahren in der guten Luft — s'gibt hier um München herum so viele hübsche Punkte — Sie werden haunen —“

„Und Ihre Gemahlin? Was wird die dazu sagen? Meinens Sie, daß Sie Ihnen so ohne weiteres die Erlaubnis dazu gibt, täglich mit mir in Münchens Umgebungen spazieren zu fahren?“

„Meine Frau? O, die thut mit!“ rief er lebhaft. „Die kennt nichts Lieberes als das, was mir Freude macht! Und Erlaubnis? Ja, glauben denn Sie, Ihr alter Freund Will Cotta könnt' sich jemals unter irgend etwas biden, was wie ein Pöbel sei... oder wie ein Pantoffel, sei er auch noch so klein und hübsch?“

Die Gräfin antwortete nicht. Sie sah ihn an, wie er so vor ihr stand, kraftvoll und lebensstark und übermäßig — die richtige Herrennatur, die unbekümmert ihre Wege geht, sich selbst zu Lust und Behagen; ob andere für sie und durch sie leiden, was

sich sie das an? So hatte sie ihn immer gefannt und heiß geliebt, und eine Zeit hatte es gegeben, da war auch sie von ihm heiß geliebt und begehrt worden, da hatte er über die Ketten, die sie fesselten, geschämt und getobt. Aber als endlich diese Ketten fielen und sie frei wurde, siehe, da war der ungestüme Liebhaber „vernünftig“ geworden, der wilde Cotta war zahn und sprach von „Jugendthorheit“ und „ausgebranntem Feuer“ und schloß mit ihr Freundschaft fürs Leben. Auch hier, auch jetzt, kaum acht Tage verheiratet, sah er ihr nicht aus, wie jemand, der seine Freiheit drangegeben hat, der sich fügen lernt! Nahm er die Ehe ähnlich leicht, wie alles sonstige, was Pflicht und Rücksicht die in seinem Leben, alles sonstige, bis auf seine heilige Kunst? — Ach, auch sie, Cilly von Scjobiedska, wäre ihm eine fürsorgliche und willfährige Gattin geworden, ganz in ihm aufgehoben, nur für ihn bedacht, nur um seinetwillen lebend. Konnte denn ein anderes Weib auf Erden diesen Mann lieben, wie sie ihn liebte?

„Keine Antwort — hm?“ Cotta lachte sie an, und sie hatte es immer so gern gesehen, dies sorglose, hübsche Lachen! „Und auch keinen Glückwunsch, wenn ich mir's recht überlege. Das pflegt doch sonst unter Freunden so Usus zu sein, wenn einer von ihnen ein Bündniß fürs Leben schließt. Sie wollen wohl warten, Cilly, bis Sie meine Gattin sehen und wissen können, wozu Sie mir eigentlich Glück wünschen sollen?“

Sie presste mühsam ein paar banale Worte hervor, die nach einem Scherz klingen sollten, aber keiner waren. Wie es sie marterte, ihn so selbstverständlich von „seiner Gattin“ sprechen zu hören! Willfried Cotta's Gattin! War dies denn kein böser Traum? War dies Wirklichkeit?

„Ecce! Er hatte ein wenig den Kopf seitwärts gedreht, lächelte jetzt und nidte einer schlanken jungen Dame zu, die, in ein enganliegendes lichtgraues Frühlingstkleid gekleidet, ein hüthchen, ganz aus weißem künstlichem Flieder und Weisseln zusammengeflochten, auf dem dunklen Haar, mit elastischem Schritt herantrat.“

„Sie gestatten, liebe Cilly: meine Frau! Mausi, dies ist die Gräfin Scjobiedska, von der ich dir so viel erzählt hab', von der du auch durch andere gehört hast! Es hilft euch nichts, meine Damen, es ist bringende Nothwendigkeit, daß ihr zwei einander außerordentlich lieb gewinnt und große Freundschaft schließt!“

Willfried Cotta wünschte das wirklich, und es war für ihn sehr leicht, es auszusprechen... weniger bequem war es für die beiden Frauen, seinen Willen ohne weiteres in die That umzusetzen. „Also das ist sie!“ dachte jede von ihnen, und die blauen und die schwarzen Augen tauchten tief in einander in intensivem Forschen.

Hanna neigte im allgemeinen nicht zur Eiferfucht. Sie war aber in aller Stille doch sehr gespannt gewesen auf diese polnische Gräfin, die ihr Gatte seine beste Freundin nannte, von der Cilly Rode ihr früher so extravagante Dinge berichtet hatte. Die beiden, Willfried und die Gräfin, sollten einander einst leidenschaftlich geliebt haben, und die chronische scandaleuse von Rom wußte zu erzählen, daß diese heisse Liebe bei der Frau noch nicht erloschen sei.

Jetzt stand sie vor ihr, und die be-rechtigte Neugier der jungen Frau wurde sofort in tiefes Mitleid umgewandelt. Was sie da sah, schien ihr eine Ruine zu sein, eine alternde, frante, verblichene Frau. Als Freundin, als kunstverwändige Genossin Willfried Cotta's konnte sie noch zählen... als Weib kam sie nicht mehr in Betracht, das war sicher. Wenn sie aber den Mann immer noch liebte, leidenschaftlich liebte... wie doppelt beklagenswerth war sie dann!

Die Gräfin ihrerseits hatte beim ersten Blick das Tonmodell aus dem Münchener Atelier, das ihr soviel schon zu denken gegeben, wiedererkannt, und während sie Hannas dargereichte Hand ergriß und festhielt, sagte sie mit einem verständnisvollen Blick auf Cotta: „Also das ist Ihre Auferstehung! Lassen Sie sich von mir jetzt Glück wünschen!“

„Sie weiß nichts davon,“ warf der Künstler heftig dazwischen, und Hannas Augen wanderten erlaunt von der Gräfin zu ihrem Gemahl und wieder zurück. Auferstehung? Sie weiß nichts davon? Was hatte das zu bedeuten?

Danach zu forschen blieb für jetzt keine Zeit, denn Cotta hatte vorge-schlagen, miteinander weiterzugehen, eine baldige Zusammenkunft, eine gemeinsame Aussfahrt zu verabreden, mit einem Wort, er bemächtigte sich mit großer Lebhaftigkeit der Unterhaltung und wußte dieselbe so geschickt zu dirigieren, daß an ein Zurückgreifen auf die eben gefallenen Bemerkungen nicht zu denken war. „Am langsame Weiserschlendern bemerkte Hanna, wie die Augen der Gräfin unablässig an ihr hingen — das machte sie, die ohnehin ganz Fremden gegenüber wort-targ und ein wenig scheu war, selbst befangen. Dazu kam noch, daß Cotta und die Gräfin in einen lebhaften Gedanken- und Meinungs-austausch über Rom und ihre dort lebenden Bekannten und Freunde gerathen waren. Der Professor gestand lachend, keine einzige der römischen Aufschriften, welche die ersten Wochen seines deutschen Aufenthalts ihm gebracht hatten, beantwortet zu haben, zeigte aber großes Interesse für das Ergehen vieler Leute, mit denen er in Rom eifrig verkehrt hatte — seine Freundin

konnte ihm von diesen berichten, sie hatte mehrfach Nachricht von ihnen empfangen. So schwirrten denn eine Menge fremder Namen, Begebenheiten und Reminiscenzen an Hannas Ohr vorüber, sie konnte sich selbstverständlich nicht in das Gespräch mischen und schritt stumm neben den beiden einher. Als dann die Rede eine Weile später auf die Kunst im allgemeinen und auf Cotta's Werke im besonderen kam, wäre die junge Frau wohl imstande gewesen, mitzusprechen; es fand sich aber, daß von Willfrieds Arbeiten hauptsächlich solche erwähnt wurden, die Hanna entweder nur vom Hörensagen oder gar nicht kannte. Sie hatte keine Photographien von ihnen gesehen, durfte sich also auch kein Urtheil darüber erlauben. Die Gräfin dagegen war auf diesem Gebiet vollkommen zu Hause, sie erwähnte Details bei der Entstehung und Ausführung dieser Sculpturen, die nicht nur auf ein bedeutendes Kunstverständnis, sondern vor allem auf das intime Eingehen in die Ideen des Schöpfers dieser Werke schließen ließen, so daß es kaum übertrieben klang, als Cotta von ihrer „Mitarbeiterin“ sprach. Sie war über den Verbleib, über das spätere Schicksal einiger Arbeiten des Künstlers besser orientirt wie dieser selbst, sie wußte genau das Jahr der Vollendung, den Käufer, das Honorar anzugeben; es war ganz natürlich, daß Cotta ihr Gedächtniß für diese Dinge „geradezu bewundernswürdig“ genannt. Dabei fiel es ihr nicht ein, ihm direkt zu schmeicheln, ihm das zu wiederholen, was er von laufend Menschen seit langen Jahren schon bis zum Ueberdruß gehört hatte: daß er ein genialer Künstler sei, daß seine Werke lebten und was dergleichen billige Gemeinplätze sonst waren. Die Gräfin hob nur das Individuelle jeder der von ihr genannten Arbeiten hervor — daß sie aber aus jedem dieser Werke ein eingehendes und liebevolles Studium gemacht hätte, lag auf der Hand. Ein- oder zweimal versuchte Hanna, eine Frage, eine Bemerkung in das animirte Gespräch der beiden zu werfen, alsbald aber geriet sie auf Jugendarbeiten Cotta's, und er wandte sich zu seiner jungen Frau mit den lachend hingeworfenen Worten: „Das war zu einer Zeit, Mausi, als du noch kaum das r auszusprechen konntest!“

Hanna wußte, es war ein Scherz, und nichts lag ihrem Gatten ferner, als sie trüben zu wollen — aber es that ihr doch weh, daß er sie so nebenher abfertigte, sie nicht theilnehmen ließ an seinem Gespräch mit der Gräfin, ihrer Meinung gar kein Gehör beilegte. Und er hatte doch mit ihr Studien über Archäologie und Kunstgeschichte getrieben, hatte ihren Eifer, ihre Kenntnisse gelobt, sie auf jede Weise zum Fortfahren ermutigt. Freilich, gegen das Wissen und Können der Gräfin gehalten, erschien Hannas künstlerische Vorbildung dilettantisch und lächerlich — Willfried durfte aber nicht vergessen, daß seine Freundin mehr als doppelt soviel Jahre jähle, wie Hanna.

„Cilly,“ rief Cotta, der allgemach in die animirte Stimmung gekommen war, jetzt aus, „Sie müssen uns baldigst besuchen, das ist meine Frage. Ans Atelier aber laß ich Sie sobald nicht hinein — was ich da vorhab', das ist noch zu sehr im Negativen, das kann sich noch nicht gut sehen lassen vor Ihren kritischen Augen!“

„Aber was es wird, das darf ich doch erfahren... nicht wahr, Cotta?“

„Was es wird? Wollen wir's ihr verrathen, Mausi, was?“ Er zwinterte Hanna schelmisch zu, ihr junges Antlitz war mit einem Mal wie mit einer Rosenwelle überzogen: „Ach nein, Will, bitte, nein!“ sagte sie leise und ängstlich.

„Sie hat ein süßes Gesicht, schöne Augen, eine anmuthige Gestalt... aber aber sie scheint außerordentlich unbedeutend und geistig unreif zu sein!“ dachte die Gräfin während dessen.

„Keine Frau, die einem Willfried Cotta eine unbezwingliche Leidenschaft einzuschließen, die ihn dauernd zu fesseln imstande ist! Warum hat er sie geheiratet? Geschaft es dieser Nehmlichkeit wegen, die er damals eine Auferstehung nannte? Liebt hier irgend ein Räthsel? Er scheint selbst jetzt nicht einmal sonderlich in sie verliebt zu sein... er kann und will sich zu wenig beherzigen, und ich kenne ihn zu gut, habe ihn zu oft gesehen, wenn eine vorübergehende Leidenschaft ihn erfaßt hatte... er ist anders dann... ganz anders, wie er sich heute zeigt! Er behandelt sie, wie man ein gutes hübsches Kind behandelt, das noch nicht mitreden darf! Also das — das ist die Frau, die ihn mir genommene! Nein, nicht genommen, denn ihr gehört er nicht! Ihr nicht!“

Es kam etwas wie ein Triumphgefühl über die Frau während dieses Gebantenganges. Immer wieder lehren ihre Blide zu dem Gesicht unter dem Blumenthüthchen zurück... sie konnte nicht umhin, es reizend zu finden, wie sie wußte genau: ähhere Reize allein thaten es auf die Dauer bei Willfried Cotta nicht. Er brauchte keine gelehrte, keine hochgebildete Frau, aber er brauchte eine, die ihn innerlich beschäftigte, interessirte, die ihm viel zu denken gab — und so gerade sah das junge Geschöpf an seiner Seite nicht aus!

„Mausi,“ sagte Cotta fünf Minuten später, nachdem man sich, unter Versprechungen baldigen Wiedersehens, von einander getrennt hatte, „ist sie nicht 'ne famose Person, die Cilly? Ich mein' natürlich nicht äußerlich... sie sieht ja fürchterlich reduziert aus, und es ist sehr die Frage, ob sie sich

von dieser infamen Krankheit niemals wieder ganz erholt. Zammerkabe! Die häßtest du vor zwölf, fünfzehn Jahren sehen sollen! Eine pompöse Schönheit sag' ich dir!“

„Und du — und du bast sie — hast sie geliebt, nicht wahr?“ fragte Hanna ganz leise, mit stocndem Herzschlag.

„Das hat dir wohl der Mari Rode und deine Freundin Cilly und meine liebe Schwägerin und Gott soll wissen wer sonst noch, erzählt?“ fragte Cotta sorglos lachend. „Ich würd' es aber auch gar nicht ablegen, selbst wenn ich mir Erfolg davon versprechen könnte. 's ist keine Schande, das Bekenntniß, eine Scjobiedska geliebt zu haben. Und wie hab' ich sie geliebt! Himmel und Erde hält' ich mögen in Bewegung setzen, um sie zu haben!“

„In welchem Ton er das sagte! Wie die Augen ihm dazu leuchteten! Selbst der Abglanz dieser längst erloschenen Leidenschaft brachte einen Ausdruck in sein Gesicht, den Hannas Gegenwärt noch nie darin entzünelt hatte. Sicher, er hätte niemals Himmel und Erde in Bewegung setzen mögen, um die zu gewinnen, die jetzt als seine Gattin neben ihm dahinschritt. Das hatte er ja auch nicht nötig gehabt — seine Werbung war nicht auf den geringsten Widerstand gestoßen: Hanna war frei und liebte ihn über alles — geschwinde! hatte es ihr vor unennbarem Glück, als sie es sah, verstand, daß er sie, wirklich sie zu seiner Frau machen wollte.“

„Aber als du sie haben konntest — später — da — da —“ der jungen Frau seigte der Athem aus vor innerer Erregung.

(Fortsetzung folgt.)

Was dem Magen zugemuthet wird.

Man muß eigentlich staunen, welche Behandlung sich der menschliche Körper gefallen lassen muß, ohne, wie man sich ausdrückt, aus dem Leim zu gehen. Gegen Nichts auf der Welt jündigt der Mensch so sehr und so viel wie gegen seinen eigenen Körper, seine eigene Gesundheit.

Es soll ohne Weiteres zugegeben werden, daß es höchst langweilig wäre, streng „gesundheitslich“ zu leben, ganz abgesehen davon, daß der Kampf um das Dasein eine derartige „braue“ Lebensweise gar nicht gestattet; es soll auch zugegeben werden, daß der menschliche Organismus darauf eingerichtet ist, Unregelmäßigkeiten zu ertragen und zu überwinden, aber man darf auch nicht zu weit gehen, denn schließlich wird auch hier die Grenze erreicht. Die Saite zerpringt und das Instrument ist unbrauchbar.

Wenn Arbeit und Pflidit solche Unregelmäßigkeiten diktiren, dann ist Nichts zu machen, dann muß man es eben ertragen oder daran zu Grunde gehen. Wenn aber der Mensch nur aus mißverstandener Genußsucht und aus Bequemlichkeit oder Denkschwächez seinem Körper untrügliches zumuthet, dann muß man ihm den Vorwurf sträflichen Leichtsinnes und der Sünde an dem besten Gut, das er besitzt, der Gesundheit, machen.

Von allen Organen wird der Magen und der Darm am meisten malttrahirt. Gutwillig soll der Magen Alles in sich aufnehmen, was der Mensch in seiner Unvernunft ihm einverleibt, in ihm hineinpreßt. Und wenn er revolutionirt, dann wird er durch ein paar „Mitteldosen“ beruhigt, ein bißchen Schnaps, eine Dosis Pepsin, etwas Natron, und dann vorwärts, los, hinein in den Magen, was nur Platz hat.

Kein Thier überfrißt sich, nur dem Menschen bleibt es vorbehalten, sich zu überessen. Doch nein, es giebt auch Thiere, die sich den Magen verderben. Das sind die Hausthiere, die der Mensch zu seinem Spielzeug erforen hat und die dann generationsweise ihren thierischen Instinkt abgelegt und die menschliche Unvernunft angenommen haben.

Das Thier frißt, um das Hungergefühl zu beseitigen und hört damit auf, wenn es seinen Zweck erreicht hat. Anders liegen die Verhältnisse beim Menschen. Der Mensch genießt das Essen durch Vermittlung der Geschmackmadren. Auch der Geruch spielt bei ihm eine hervorragende Rolle. Der Mensch ist natürlich auch, um sein Hungergefühl zu beseitigen, hat aber, wenn dies erreicht ist, immer noch den Reiz des Geschmades, der ihn veranlaßt, weiter zu essen; ja er ist oft nur dieses Reizes wegen, ganz ohne Hungergefühl. Eine nicht unwesentliche Rolle spielt hierbei das Auge. Wir sehen eine appetitlich, gutaussehende Speise, und es läuft uns das Wasser im Munde zusammen; wir hegen den Wunsch, davon zu essen, auch wenn wir kein direktes Hungergefühl haben. Natürlich auch das mit Auswahl. Wenn wir eben vom Mittagessen kommen, wird uns der Gänsebraten nicht eben reizen, hingegen kann uns die Torte verleiten, obwohl wir ganz satt sind.

Die meisten Menschen wissen überhaupt nicht, wann sie satt sind. Das klingt zwar etwas absurd, ist aber in der That ganz richtig. Man glaubt, man habe noch Appetit, und ißt; würde man aufhören, dann würde man auch die interessante Beobachtung machen, daß man wirklich satt ist. Für diesen Punkt kommt nämlich ein Umstand in Betracht, der von großer Bedeutung ist, nämlich der, daß das Gefühl der Sättigung eine ganze Weile nach dem Essen eintritt. Wenn man

beispielsweise sehr hungrig ist und nimmt eine Kleinigkeit zu sich, dann kann man stundenlang wieder ohne Nahrung aushalten. Das Hungergefühl ist gehoben, ohne daß das Nahrungsbedürfniß befriedigt wäre.

Natürlich wäre es falsch, seine Ernährung zu einschränken, daß man immer nur von Zeit zu Zeit kleine Bissen zu sich nimmt, um den Heißhunger zu beseitigen; dabei käme der Körper zu kurz. Man muß vielmehr mindestens eine inhaltsreiche Mahlzeit täglich zu sich nehmen, die all' das enthält, was der Körper zu seiner Fortentwicklung braucht. Ich würde eine solche Mutter-Mahlzeit, unter Berücksichtigung des Klimas, etwa folgendermaßen zusammenstellen:

Wenig Bouillon mit einem Eigelb oder einer mit Eiern zubereiteten Einlage. Als zweiter Gang ein Geislich oder frisches, phosphorhaltiges Gemüse, wie Bohnen, Erbsen, Blumenkohl, Spinat, Linsen. Dann ein ausreichendes Stück Braten, und zwar vom Rind, Hammel, Schwein oder Wild. Zur Abwechslung kann es auch gebratenes Geflügel sein. Als Dessert pflege ich meinen Patienten immer nur Früchte zu empfehlen. Diese dürften meiner Ansicht nach niemals an der Mittagstafel fehlen.

Wie viel man essen soll, läßt sich leider nicht vorschreiben, da sich dies nach der Individualität des Essenden richtet. Der einzige Maßstab mag für einen vernünftigen Menschen folgender sein: Man esse nicht, bis man sich tief-aufathmend in den Stuhl zurücklehnt und sagt: „So, nun kann ich nicht weiter,“ sondern man höre auf, wenn man das Gefühl hat, daß man eigentlich noch eine „Kleinigkeit“ zu sich nehmen könnte.

Sehr wichtig ist es, eine gewisse Regelmäßigkeit bei der Nahrungsaufnahme walten zu lassen. Auch Magen und Darm bedürfen der Ruhe und fühlen sich am wohlsten, wenn sie jeden Tag zur selben Zeit ihre Arbeit zu verrichten haben. Vor Allem ist das „Außer-der-Zeit-essen“ zu vermeiden, erstens nach dem alten Sprichwort, „Wenn man ißt, eh' man ißt“, kann man nicht essen, wenn man ißt“, und zweitens, weil, wie schon gesagt, der Magen unbedingt „sei' Ruh“ haben will.

Ein bedeutender Faktor bei der Gesunderhaltung des Magens ist auch das Tempo, in dem man ißt. Das Sprichwort, das da sagt: „Wer langsam ißt, lebt lange“, hat gar nicht so Unrecht. Wenn dem Magen innerhalb weniger Minuten große Mengen an Nahrung zugeführt werden, so bedeutet dies für die Körpermaschine eine ganz erhebliche Anstrengung, eine Anstrengung, die man sich ersparen kann, wenn die Nahrung langsam, successive, mit kleinen Portionen zu sich genommen wird.

Es ist nicht schwer, seinen Magen in Ordnung zu halten, durchaus nicht schwer, wenn man sich nur daran gewöhnen will, den Magen als das zu betrachten, was er ist: als eine empfindliche, komplizirte Maschine, die sauber gehalten, gepflegt, geschmiert und behütet werden muß, wie ein kostbares Uhrwerk. Wenn man sich dies immer vor Augen hält, so wird man ganz von selbst es unterlassen, glühend heiße Kartoffeln mit Eiswasser hinunter zu spülen, Bier zu trinken, das nahezu bis zum Gefrierpunkt abgekühlt ist, sich den Magen vollzustopfen, bis man nicht weiter kann und fünf Gänge in ebensoviele Minuten zu verschlingen. Wenn man über etwas im Unklaren ist, dann laufe man weder zum Arzt noch zum Apotheker, sondern man befrage seinen eigenen Verstand und höre auf die Stimme des Magens.

Ein Dr. Brann, Mitglied der New Yorker Schulbehörde, hat erklärt, daß die Liebe ein Beweis der Verdricktheit sei. Daß Verdrickte oft verdrückt sind, läßt sich nicht leugnen, ebenso wenig, daß Professoren und sonstige Gelehrte, ohne verdrückt zu sein, oft Beweise ihrer Verdricktheit liefern.

Im Rangener Wochenblatt liest man unter Anderem: „Ich kenne einen Mann, der augenblicklich eine Zeit der Ruhr genießt, wie er sie seit seinem Hochzeitsstage noch nicht erlebt hat.“ Gerade für den Hochzeitsstag ist ein Ruhranfall keine angenehme Zugabe. Ueberhaupt kann man bei der Ruhr eigentlich nicht von einem Genuß sprechen.

„Zum Ausdruck“ sagt Pat zu seinem Landsmann von der grünen Insel, „da ist nun alles irlisch hier in der „grate country“ und von den 32 Staaten der Union hat nicht mal ein einziger einen irlischen Namen.“

„Der wrong,“ erwidert Mike, „einer ist ja, kennst Du nicht O'Regon?“

Von der Strenge des Winters in Deutschland kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man liest, daß in München ein Mann 44 Ueberzieher gestohlen hat.

Japan schafft sich noch immer mehr Unterseeboote an — doch nicht etwa zu dem Zwecke, einen weiteren Vorstoß mit der russischen „Unterseevlootte“ zu unterhalten?

Den schwersten Schaden fügt das russische Anulen-Regiment dem monarchischen Prinzip zu.

Am karlethen heilt dich der Arzt, der selbst verkründet gewesen.